



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

LENA CASSEL

AUF STIEGS KAMPF

Vom Seitenrand
in die Primetime

TROPEN SACHBUCH

Dieses E-Book basiert auf der aktuellen Auflage der Printausgabe zum Zeitpunkt des Erwerbs.

Tropen

www.tropen.de

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Rotebühlstr. 77, 70178 Stuttgart

Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

© 2025 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte inklusive der Nutzung des Werkes für Text und
Data Mining i. S. v. § 44 b UrhG vorbehalten

Cover: Zero-Media.net, München

unter Verwendung eines Fotos von © Marius Knieling, Berlin

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-50268-8

E-Book ISBN 978-3-608-12383-8

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Es gibt Menschen, die kommen aus dem Nichts
und reparieren alles.

Für Babu und Cöly, die mir Glaube und
Zuversicht gaben, als ich selbst keine hatte.

The future depends entirely on what each of us
does every day. A movement is only people moving.

Gloria Steinem

INHALT

- 11** Paulchen Panther in der Champions League
- 23** Ein Tor aus zweihundert Metern
- 29** Nachmittage mit Richterinnen Barbara Salesch
- 35** Die Schelle im Käfig
- 43** Am Seitenrand
- 51** Die Damenmannschaft
- 57** Im »Land der Vereine«
- 69** Dunkle und helle Kaninchen
- 77** Dritte Liga und trotzdem Amateur
- 83** Girls
- 95** Brathähnchen, Briefe, Bundesliga
- 101** Die Sportschau
- 109** Eine Ode an den Fußball und die Frauen
- 115** Ein Kölsches Königreich
- 121** Stadionluft, stern TV und Schlaflosigkeit

133	Burn-out & Bore-out
143	Austern-Champagner-Tage
157	Ha Ho He – Hertha BSC
169	Primetime für den rosaroten Panther
177	Love Lessons
185	Der Ein-Personen-Tisch
191	Einsam sein
197	Und jetzt?

PAULCHEN PANTHER IN DER CHAMPIONS LEAGUE

Da stand ich also: in einem rosafarbenen Anzug, in einem extra für die Champions League mit Sternen dekorierten Fernsehstudio. Aber nicht nur mein Outfit erinnerte an den rosaroten Panther. Paulchen Panther reißt Wände ein, setzt Häuser unter Wasser oder zwingt Muskelpakete in die Knie – Hauptsache Chaos und Hauptsache außergewöhnlich: Das ist sein Markenzeichen.

Die Situation, in der ich mich befand, war mindestens ebenso außergewöhnlich und ebenso chaotisch. Fünf Kameras, sieben Monitore, grelles Licht und ein Knopf im Ohr.

Ich fühlte mich wie eine NASA-Pilotin auf ihrem ersten Flug ins Weltall. Nur dass mein Anzug nicht weiß, sondern eben rosa war. Und ich nicht auf einer Rakete am Cape Canaveral an den Start ging, sondern aus einem viel zu groß wirkenden quadratischen Raum in Köln-Hürth abheben sollte.

»Noch zehn«, zählte die Männerstimme in meinem Ohr. Mein Herz pochte so schnell, dass ich es deutlich an meiner Halsschlagader spürte. »Noch fünf!« Plötzlich wurde mein Atem flacher. Bekam ich gerade einen Herzinfarkt? »Noch drei«. Ich spürte, wie sich rote Flecken an meinem Hals ausbreiteten. Stressauschlag. Zum Glück hatte ich mich Stunden zuvor nicht für den V-Ausschnitt, sondern für die hochgeschlossene Rund-

hals-Variante entschieden. Zumindest die roten Flecken waren also kaschiert. »Zwei, eins«. Ich war mir sicher, gleich ohnmächtig zu werden. »Und sprechen.« Ich hob ab. Ein Kamerakran fuhr auf mich zu, und meine allererste Live-Moderation im Fernsehen begann. Es wurden die nervösesten vierzig Sekunden meines bisherigen Lebens.

Auf einmal war ich die neue Moderatorin der Champions League Highlights-Show auf Amazon Prime Video. Die folgende Stunde verbrachte ich damit, roten Kameralichtern zu folgen, die durch meinen Ohrknopf durchgegebene Schrittkombination zu beachten, möglichst lässig auf den ungewohnt hohen Schuhen zu stehen und ganz wichtig (!) rechtzeitig in die Werbung abzugeben. Zeit ist Geld – eine billige Phrase, die nirgendwo so wahr ist wie im Fernsehen. Es war ein Multitasking-Marathon, der mit maximaler Geschwindigkeit an mir vorbeizog oder um es mit Paulchen Panther zu sagen: »Wer hat an der Uhr gedreht? Ist es wirklich schon so spät? Schade, dass es sein muss. Ist für heute wirklich Schluss? Heute ist nicht alle Tage, ich komm wieder, keine Frage.«

Dann erlosch das rote Licht über der Kamera. Vorbei. Sechzig Minuten, die sich anfühlten wie sechzig Sekunden. Die gesamte erste Sendung verlief zwar ohne einen einzigen Versprecher, glich aber dem Versuch einer Dreijährigen, die zum ersten Mal ohne Stützräder Fahrrad fuhr: unsicher, angespannt und wahnsinnig hektisch. Das einzig Positive war, dass ich doch keinen Herzinfarkt bekommen hatte. Der Aufregung folgte die Erleichterung. Als hätte jemand die schwere Bleidecke, die seit Tagen drückend über meinem Körper lag, weggezogen. Diesen Moment konnte mir niemand mehr nehmen. Ein rosaroter Panther in der Primetime. Und dieser Panther war ich.

Ich ließ mich in den Stuhl meiner Umkleide fallen, streifte erst

mit dem linken Fuß den rechten Schuh und dann mit dem rechten Fuß den linken Schuh ab. Vielleicht weinte ich dann ein bisschen. Ich hing meinen rosafarbenen Blazer über die Lehne und blickte erschöpft auf das Bild an der Wand. Zu sehen war eine Straße in London in Schwarz-Weiß auf der ein roter Doppeldeckerbus fuhr, dessen Farbe aus der schwarz-weißen Umgebung natürlich bewusst herausstechen sollte. Ein Bild wie ein peinliches Wandtattoo, das exakt so in acht von zehn TV-Umkleiden zwischen Köln-Hürth und Berlin-Adlershof hängt. Ein deutliches Kontrastprogramm zu dem, was gerade in meinem Innern vorging: Ausnahmezustand. In meinen Anfängen bei der Sportschau attestierte mir der damalige Sportchef, nachdem ich ihm eins meiner ersten Tapes vor der Kamera gezeigt hatte, ich sei »zu laut und zu bunt« für die Arbeit vor der Kamera. In einem TV-Studio mit einem Experten könne das niemals funktionieren, weil ja der Gast strahlen müsse und nicht die Moderatorin.

Ich bin mir sicher, dass er das so niemals zu einem männlichen Kollegen gesagt hätte. Selbstbewusstsein und Schlagfertigkeit gelten da als unabdingbare Eigenschaften für den Erfolg. Tja, was bei Männern genau richtig ist, ist bei Frauen meistens zu viel. Damals war mein 21-jähriges Ich leicht bedröppelt und verwirrt aus dem Büro gestolpert.

Bin ich zu viel? Zu laut? Und zu bunt? Nach diesem Gespräch setzte mich der Sportchef exakt einmal vor der Kamera ein. Als Field Reporterin bei einem Drittligaspiel. VfL Osnabrück gegen Preußen Münster an der Bremer Brücke. Als hätte ich beim Dosenwerfen auf dem Rummel den Trostpreis erhalten, und zwar nur, damit ich nicht anfangen würde, wie ein trotziges Kleinkind herumzuquengeln.

Zu laut und zu bunt. Fünf Wörter und fünf Silben, die mir genau in diesem Moment, als ich das belanglose Bild in der Um-

kleide ein bisschen zu lange anstarrte, wieder in den Sinn kamen. Sieben Jahre später hatte ich also in einem großen TV-Studio zusammen mit einem Experten in einem rosafarbenen Anzug die Champions League moderiert. Ich spürte eine mir bisher unbekannte Form tiefer Genugtuung. Gern hätte ich dem Sportchef ein Bild aus dem Studio geschickt. Aber das wäre vielleicht etwas zu viel des Guten gewesen.

Nicht ihm hatte ich es schließlich beweisen wollen, sondern vor allem mir selbst. Und dabei war es nie mein Plan gewesen, in einem TV-Studio zu landen. Nie mein Traum gewesen, einmal Millionen von Zuschauern ein Fußballspiel näher zu bringen. Zuerst war da einfach diese große Liebe für den Sport. Für den Fußball.

Ich habe das nie vom Ende her gedacht. Ich will später mal dies oder das werden. Eigentlich habe ich gar nicht gedacht. Ich habe mich mit dem Fußball einfach immer am wohlsten gefühlt. Die logische Konsequenz war, diesem Wohlfühlort, dieser mir bekannten und vertrauten Umgebung, so lange es geht, treu zu bleiben.

Im Fußball geht es um Stimmungen, Prägungen und Würde. Esenzen des Lebens, die den Unterschied ausmachen zwischen zufrieden und euphorisch, zwischen traurig und verzweifelt. Der Fußball als Temperaturregler. Er lässt uns Dinge spüren. Zwischen himmelhochjauchzend und zu Tode betrübt ist so ziemlich jeder emotionale Aggregatzustand mit dabei. In einer Welt, die so rasant an einem vorbeizuziehen droht, weil es neben Fast Food, auch noch Fast Fashion, Fast Media und Fast Dating gibt, einem Dinge dadurch egal werden, weil die fortlaufende Beschleunigung mit einem Gefühl der Entfremdung einhergeht, da tut es gut, wieder etwas zu fühlen.

Zwischen Milliardengeschäft und Business Case findet man

im Fußball eben auch viel Gefühl. Der Fußballverein ist ein Ort, der als Währung Herz statt Geld hat. Eine eingeschworene Gemeinschaft, in der arm und reich, links und konservativ, Groß und Klein zusammenkommen und alle gleichermaßen für eine gemeinsame Sache brennen: den Verein.

Statt ständig fortlaufender Beschleunigung wie überall sonst in der Welt, ist hier viel Tradition zu finden. Tradition bedeutet, dass man etwas macht, das die Menschen schon früher gemacht haben. Das Wort kommt aus dem Lateinischen. Man kann es in etwa mit Übergeben oder Überlieferung übersetzen. Man gibt Gedanken, Werte, Bräuche weiter. Traditionen bieten uns Kontinuität und stehen damit diametral zu einer gegenwärtigen Welt in der höher, schneller, weiter als unumstößliche Maxime gilt. Traditionen schaffen aber auch Anlässe für Menschen, zusammenzukommen und zu feiern: das Feuerwerk am Silvesterabend, die Schultüte am ersten Schultag oder eben das Fußballspiel am Sonntagnachmittag. Sie stärken die Bindungen innerhalb von Familien und Gemeinschaften, indem sie ein Gefühl der Verbundenheit fördern. Diese Räume sind wichtiger denn je für uns als Gesellschaft, weil sie etwas zusammenhalten, was immer mehr droht auseinanderzufallen.

Bei meinem Weg aus dem Verein in der Provinz in die glamouröse Welt des Sportfernsehens habe ich das nie vergessen. Gestartet bin ich nämlich keineswegs in der Königs-, sondern in der Kreisklasse. Asche im Schuh statt Sterne auf Bällen. Angefangen hat alles beim TuS Schladern. Irgendwo zwischen schief gezogenen Kreidelinien, betagten Trainingskiebitzen und schlecht sitzenden Trikots habe ich das erste Mal gegen einen weißen Derbystar-Ball getreten. Danach war alles anders.

Mein Leben neben dem Platz blieb aber gleich. Wie Fußball in der Kreisklasse. Unglamourös, einfach, fehleranfällig und ohne Aussicht auf Besserung. Aufgewachsen mit einer allein-

erziehenden Mutter, die uns mit zahlreichen Nachtschichten als Krankenschwester durchzubringen versuchte, und einem Vater, der neben einer großen Liebe zu mir und meiner Schwester eine noch größere zum Alkohol pflegte, gab es wenig Platz für Träume und kindliche Naivität. Stattdessen den bitteren Geschmack von einer Realität aus Geldnot, Unsicherheit, Angst und Stress. Statt eines gemeinsamen Mittag- oder Abendessens waren meine Schwester und ich meistens allein. Es gab viel Raum für früh erlernte Selbstständigkeit, wenig Zeit für Liebe und Zuneigung.

Während die anderen Kinder in unserem Dorf sich über ihren anstehenden Sommerurlaub unterhielten, saßen wir mit lauwarmem Essen aus Styroporschalen vor dem Fernseher und träumten uns in ein anderes Leben. Wir hatten wenig, aber wir hatten uns.

In meiner Pubertät entdeckte ich außerdem meine Zuneigung für Mädchen, was meine Außenseiterrolle weiter festigte. Denn das war eine Zeit, in der die einzige bekannte homosexuelle Frau Hella von Sinnen war, die allen mit ihren schrillen Outfits und extravaganten Auftritten zeigte: Wer homosexuell ist, der ist anders, der ist nicht normal.

Mit Scham, viel Schauspielerei, Verleugnung und der ständigen Frage nach meiner sexuellen Orientierung schlingerte ich durch meine Jugend. Und weil ich irgendwann nur noch nach Mädchen und Zugehörigkeit Ausschau hielt, vergaß ich, in die Schule zu gehen. Das Scheitern am Abitur war in dieser Zeit viel näher als der Gedanke an ein absolviertes Masterstudium. Um Haaresbreite wäre ich sogar ohne Schulabschluss in meine Volljährigkeit gestartet. Irgendwo zwischen Identitätssuche, Ambitionslosigkeit und schmerzhaften Verlusten wurde der Fußball die große Konstante in meiner Geschichte.

Der Fußball war da, als ich mein erstes eigenes Geld ver-

diente: ein Weitschusstor, für das mein Opa einen Fuffi locker machte. Bei meiner ersten Liebe – eine Torhüterin, die nachts heimlich durch das Fenster in mein Zimmer kletterte. Nach dem Tod meines Vaters, als meine Fußballmannschaft zu meiner Familie wurde.

Während mein Leben lange ein bröckelndes Gebäude war, das ständig und zu jeder Zeit einzubrechen drohte, so war der Fußball zu jeder Zeit mein Unterstand, der mich schützte.

Oft habe ich die trotz allem fehlende familiäre Nähe mit Arbeit und Anerkennung zu füllen versucht, und mehrmals wäre ich fast daran zerbrochen. Mit Mitte zwanzig schlitterte ich, durch vier parallele Jobs, ein Masterstudium, eine Fernbeziehung und eine semiprofessionelle Fußballkarriere völlig überfordert in die schwerste Krise meines Lebens. Der Tiefpunkt war erreicht als ich eines Tages für stern TV einem Nilpferd im Zoo mit einer überdimensionierten roten Zahnbürste die Zähne putzen sollte.

Das betagte Nilpferd Ernie war die eine Aufgabe, die eine Herausforderung, die eine Belastung zu viel. Ich kapitulierte. Und auf einmal konnte ich wochenlang nicht mehr aus dem Bett aufstehen. Es folgten Panikattacken und Schlafstörungen, bis ich schließlich alles absagte, meine Heimatstadt Köln zurückließ, und 2019 in Berlin ganz von vorn anfang, ohne zu wissen, wie es dort weitergehen sollte. Der Schutzengel, der mich in seine Obhut nahm, hatte keinen Heiligenschein, sondern trug ein blau-weißes Trikot: Hertha BSC – die alte Dame aus Berlin.

Ohne den Fußball wäre ich nicht die, die ich heute bin. Als Frau aus einfachsten Verhältnissen setzte ich mich trotzdem oder vielleicht genau deswegen im Fußballgeschäft durch, obwohl auf dem Weg dorthin weitaus mehr Türen verschlossen waren,

als dass sie weit offenstanden. »Zu laut und zu bunt« ist heute mein Markenzeichen.

Aber die Geschichte meines Aufstiegs in der Männerwelt des Fußballs erzählt nicht nur vom Erwachsenwerden einer Frau, sondern dokumentiert auch die Wandlung eines Landes und seines liebsten Sports.

Heute ist der Fußball ein Sport für alle, bei dem pinke Deutschlandtrikots Verkaufsrekorde brechen und das EM-Finale der deutschen Frauennationalmannschaft mit knapp 18 Millionen Fernsehzuschauern zum meistgesehenen TV-Event des Jahres 2022 wurde. Aber das war nicht immer so.

Am 30. Juni 1955 hatte der DFB noch einstimmig beschlossen, seinen Vereinen Frauenfußball-Abteilungen zu verbieten und ihnen zu untersagen, Frauen auch nur die Sportplätze zur Verfügung zu stellen. Als Begründung für diese Entscheidung diente der Vorwand, die »Kampfsportart« Fußball sei nicht mit der Natur der Frau vereinbar. Am 16. November 1957 wurde das Verbot offiziell. Ärzte behaupteten, dass Frauen beim Fußballspielen körperlichen und seelischen Schaden nehmen würden. Erst am 31. Oktober 1970 und damit fast 15 Jahre später hob der DFB das Verbot des Frauenfußballs wieder auf.

Noch im Jahr 2005 (!) wurden Länderspiele der deutschen Frauen-Nationalmannschaft vor 15 Uhr deutscher Zeit angepfiffen. Also zu einer äußerst unattraktiven Sendezeit, zu der normalerweise nicht Fußballspiele, sondern fragwürdige Talkshows im Fernsehen laufen. In diesem Jahr war ich gerade elf und spielte als einziges Mädchen in der D-Jugend beim TuS Schladern. Im gleichen Jahr erreichte die deutsche Nationalmannschaft das EM-Finale, das sie mit 3:1 gegen Norwegen gewann. Die Frauen wurden Europameisterinnen und niemand bekam es mit. Anpfiff war um 16.15 Uhr im Ewood Park in Blackburn vor 21 105 Zuschauern.

Frauen durften Anfang der Nullerjahre zwar Fußball spielen, aber von der TV-Primetime samt großen Stadien mit hohen Zuschauerzahlen und starker Sichtbarkeit war man damals noch meilenweit entfernt. Der Anteil von Frauen im Sportjournalismus betrug 2010 laut einer Erhebung des Wissenschaftlers Prof. Dr. phil. Michael Schaffrath gerade mal 11,5 Prozent. Die letzte Erhebung gab es im Jahr 2020, und da lag der Frauenanteil in deutschen Sportredaktionen laut einer Erhebung des deutschen Sportjournalistenbunds bei nach wie vor gerade mal 11 Prozent. Nur vier der zwölf öffentlich-rechtlichen Sportredaktionen werden heute von Frauen geleitet. Nach einem explosionsartigen Anstieg des Frauenanteils im Sport sucht man also auch nach über zehn Jahren vergeblich.

Ich bin seit Jahren Teil dieser 11 Prozent. Wieso aber nur 11 Prozent? Wieso sind nur ein bisschen mehr als ein Zehntel der Menschen im Sportjournalismus weiblich? Schaffrath fragte 2019 in einer Umfrage unter Sportjournalistinnen danach, weshalb die Frauenquote im Sportjournalismus so gering ist. 62,9 Prozent der Befragten gaben an, dass der Job nur schwer mit Ehe, Beziehungen oder Familien zu vereinen sei. 43,4 Prozent nannten den fehlenden Mut von Ressortleitern, Verlegern und Senderchefs beim Einstellen von Frauen als Faktor. Und 38,5 Prozent nannten den Grund, dass Frauen wenig Interesse daran haben, in einem männerdominierten Umfeld zu arbeiten. Alle drei Gründe haben mit den Strukturen unserer Gesellschaft zu tun. »Solange es uns gelingt, die Frauen im Sportjournalismus noch namentlich aufzuzählen, wissen wir, dass hier etwas falsch läuft«, sagte die deutsche Sportjournalistin Sabine Töpperwien im Jahr 2007. Recht hat sie.

Töpperwien kommentierte 1989 (!) als erste Frau ein Spiel in der ARD-Bundesligakonferenz. Aber auch nur, weil es ihr letzter Tag beim NDR war. Der WDR hatte sie abgeworben und wollte

Töpperwien explizit für die Fußballübertragungen einsetzen. Doch der NDR wollte sich diese Vorreiterrolle nicht nehmen lassen und die Lorbeeren, als erster Sender eine Frau ein Bundesligaspiel kommentieren zu lassen, selbst ernten – sonst hätten sie sie laut Töpperwien nie ans Mikro gelassen. Damals wurden für sie berufliche Weichen gestellt, sagte Töpperwien in einem Interview mit dem SWR im Jahr 2021.

Dieses Ereignis hat aber nicht nur ihre berufliche Zukunft beeinflusst, sondern auch die vieler anderer Frauen. Die Ermächtigung von Frauen verändert die Welt, und das bedeutet, dass Männer sich ebenfalls verändern müssen. Das ist keine Kampf-ansage, sondern ein Aufruf zum Unterhaken. Vielleicht befreit dieser Wandel Männer sogar ganz besonders. Nicht immer und überall mit traditionellen Männlichkeitsbildern konfrontiert zu werden, verbunden mit der ständigen Aufforderung, sich bitte besonders männlich zu verhalten, stelle ich mir eigentlich ganz schön vor.

Wenn Frauen und Männer die gleichen Chancen und die gleiche Sichtbarkeit bekommen, dann gibt es mehr Spielraum und mehr individuelle Freiheit für alle.

Im Jahr 2024 wurden nahezu alle Spiele der deutschen Frauen-Nationalmannschaft nach 18 Uhr und teils sogar zur besten Sendezeit zwischen 20.15 Uhr und 21.15 Uhr angepfiffen. Der deutsche Frauenfußball, er wandert immer weiter in die Primetime. Mit Julia Šimić, Friederike Kromp, Josephine Henning oder Tabea Kemme äußern Frauen zur besten Sendezeit als Expertinnen bei einem Fußballspiel ihre Meinung. Das prominenteste Gesicht der Sportschau ist mit Esther Sedlacek ein weibliches. Und: Es gibt mittlerweile auch endlich mehr prominente lesbische Frauen als Hella von Sinnen. Allein in der deutschen Frauen-Nationalmannschaft gibt es sechs offene queere Fußballerinnen wie Sara Doorsoun, Svenja Huth oder

Lena Oberdorf. Während Mario Basler im Jahr 2008 noch davon sprach, dass es keine schwulen Fußballer gäbe, wird mittlerweile alle paar Monaten über ein Gruppen-Coming-out deutscher Profifußballer gemunkelt.

Wir sind im Wandel. Wir sind in Bewegung. Wir sind im Umbruch. Die Farbskala hat plötzlich mehr Farben als Schwarz und Weiß. Gleichberechtigung und Vielfalt fallen aber nicht einfach vom Himmel. So, wie man kein Spiel ohne Einsatz und Kampfgeist gewinnt, wird es auch in der Gesellschaft immer Menschen brauchen, die sich für ihre Sache stark machen. Dafür brauchen wir Geschichten, die zeigen, dass es anders geht. Das hier ist meine Geschichte. Vom Ascheplatz in die Königsklasse, vom Seitenrand in die Primetime. Es war ein langer Weg, ein Aufstiegskampf.

stand ein Mann aus einem noch älteren Baujahr. Die wenigen grauen Haare zum Seitenscheitel gekämmt und mit dieser pfeiferauchenden Senilität, die Männer ab siebzig nun mal automatisch umgibt. Nennen wir sie: Alters-Aura. Niemanden umgab sie so stark wie meinen Opa Herbert. Sein Blick durchbohrte mich an diesem Samstagmittag auf dem Ascheplatz am intensivsten von allen.

Der »TuS« lag zu dem Zeitpunkt meiner hundert Meter (nein, hundertachtzig Meter!) Torentfernungssituation mit 4:5 zurück. Und viel Zeit war nicht mehr. Ich, wartend, lauernd, stehend, also hundert Meter (nein, hundertneunzig Meter natürlich. Mindestens!) vor dem gegnerischen Tor auf Höhe der Mittellinie. Diego, unser Wirbelwind auf dem Flügel, tanzte sich leichtfüßig an der Außenbahn entlang. Er zog aufgrund seines rasanten Spielstils immer alle Blicke auf sich. Der Hauptgrund für die Begeisterung lag aber nicht in seinen Beinen, sondern etwas weiter oben. Dieser achtjährige Wirbelwind trug nämlich den exakt gleichen Achtzigerjahre-Vokuhila wie sein Vater, der nahezu jedes Spiel von uns rauchend und hinter dunkel getönten Brillengläsern an der Seitenlinie verfolgte. Ich bin mir übrigens bis heute sicher, dass er der verlorene fünfte Bruder der Ludolfs war. Diegos Vater war jedenfalls so was wie der Capo der Mama-Papa-Kurve. Leicht zu begeistern und leicht einen sitzen. Die perfekte Kombination, um richtig Stimmung zu machen.

Was folgte, sorgte nicht nur bei ihm und auch ohne vier Korn im Tank für völlige Ekstase. Ich bekam von Wirbelwind Diego ein hohes Zuspiel. Zu hoch, dachte ich. Viel Zeit zum Überlegen war aber nicht. Also nahm ich den Ball einfach direkt. Ein Volley ins Ungewisse mit einer statistisch sehr hohen Wahrscheinlichkeit, in einer sogenannten wirkungslosen Kerze zu enden.

Ich erinnere mich noch ganz genau an den hohen Bogen, den die Flugkurve des Balles nahm. Immer höher, immer länger,

bis in den Marianengraben reichender Fassungslosigkeit. Sogar im Gesicht meines an Griesgrämigkeit leidenden Opas Herbert vernahm ich so etwas wie eine Regung. Das Zucken im Mundwinkel als Lächeln zu bezeichnen, wäre zwar übertrieben, aber es waren wenigstens 17,5 Prozent eines Schmunzlers zu erahnen. Und schon dieser 17,5-prozentige Schmunzler ließ meine Brust vor Stolz platzen. Ich rannte die Treppenstufen hinauf in Richtung strahlender Oma und jubelnder Mama, doch mich interessierte natürlich vor allem ein Urteil: das von Opa Herbert. Ohne eine Miene zu verziehen, streckte er mir seine Hand entgegen.

Es wurde ein Handschlag, der so auch am U-Bahnhof Kottbusser Tor hätte stattfinden können. Die Art von Handschlag, die eine versteckte Transaktion beinhaltet. Hier war es aber nicht Geld gegen Pille, sondern Geld gegen Anerkennung. Der Schein in seiner Hand sprach mehr als tausend Worte. Fünfundzwanzig Euro. So viel Geld hatte ich noch nie in den Fingern gehabt. Das erste Mal ein orangefarbenes Stück Papier in meinen klebrigen, von Platzasche und Fanta verschmierten Händen. Fünfundzwanzig Euro. Ich dachte, damit würde ich mir jetzt alles kaufen können, wovon ich je geträumt hatte. Endlich ein Fahrrad mit mehreren Gängen, eine Playstation samt Tony Hawks Pro Skater 4, aber zumindest mal ein neues Paar Fußballschuhe.

Tage später entschied ich mich schließlich für den Kauf der neuen Fußballschuhe. Schon lange hatte ich die goldenen Adidas Predator im Auge, die mit der Lasche über den Schnürsenkeln. Die Schuhe, in denen Zinedine Zidane nicht nur mich, sondern die ganze Fußballwelt verzauberte. Als ich das Preisschild sah, kam ich unvermittelt in der Realität an. 99,95 Euro. Dass man mit fünfundzwanzig Euro keine Schuhe für 99,95 Euro bekam, verstand selbst ich. Aussicht auf weitere fünfundzwanzig Euro gab es aber leider auch nicht, und so kaufte ich mir desillusioniert die

Fußballschuhe von Deichmann. Dreißig Euro. Statt einer goldenen Lasche samt Gummizug prangte nun also ein großes V an der Außenseite meines Schuhs. V für Victory. Immerhin das. Zwei Nummern zu groß, viel zu lange Schnürsenkel und nicht golden, sondern schwarz. Ich versuchte, meine Enttäuschung zu verbergen. Es waren ja zumindest neue Fußballschuhe? So ganz gelang mir das aber nicht. Einen klugen und rettenden Einfall hatte dann aber meine Mutter, die kurzerhand eine Dose goldener Sprühfarbe besorgte – Not macht erfinderisch. Und so stolzierte ich ein paar Sprühstöße später doch noch mit goldglänzenden Tretern über das Spielfeld. Ich zauberte zwar nicht mal im leisesten Ansatz wie Zidane, aber ein Erfolg war es trotzdem für mich.

An jenem Samstagmittag im April 2002 auf dem Ascheplatz des Turn- und Sportvereins Schladern habe ich mein erstes Geld mit dem Fußball verdient. Das war der Startschuss für alles, was folgen sollte, denn allerspätestens jetzt war klar: Die desinteressierte, von Pistazieneis träumende Quasselstrippe gehörte der Vergangenheit an. Dieses Tor war kein One-Hit-Wonder. Es war der Anfang. Von da an wollte ich mehr von diesem nach frisch gebrannten Mandeln riechenden und nach Zuckerguss schmeckenden Gefühl der Anerkennung. Dieses Gefühl war sogar mehr wert als die fünfzig Euro selbst. Es war unbezahlbar.